

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 209.

Dienstag, 2. August

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gina vernahm nur mehr diese letzte Behauptung; wenn sie auch leider nicht ganz von ihrer Richtigkeit überzeugt wurde, so war doch das üble Andenken, das man der Widersacherin bewahrte, Balsam für ihr Herz. Sie fand es aber nötig, die aufgeregten Gemüter durch Beschäftigung abzulenken und erteilte daher den Mädchen so viele Aufträge als ihr in der Eile eben einfielen, während sie Krähuber nach Bichelberg entsandte, um dort bei der Wirtin und im Kramladen die Wochenrechnung zu bezahlen und neue Waren zu bestellen. Der Hundertmarktschein, den sie gestern noch glücklich eingenommen, kam ihr dabei sehr zustatten. Sie händigte ihn dem treuen Basallen aus, und dieser empfahl sich, nicht ohne das Fannerl noch mit sachverständigem Augenzwinkern wegen des Girgl zu beruhigen; wenn man es nicht ganz laudumm anfangs, bringe die Polizei ihrer Lebtage nichts heraus.

Seufzend stieg Frau Hollwed die Treppe empor. Gab es denn nirgends in diesem Hause mehr eine stille Bucht, in der man Zuflucht vor den Stürmen des Lebens suchen und finden konnte? In früheren Jahren, wo es ihr und Martin auch nicht an Bedrängnissen, wenn auch anderer Art, gefehlt hatte, war es die Kinderstube gewesen, wo sie alles Leid und alle Sorge abzustreifen pflegte. Jetzt waren Gutrune und August ihr schon über den Kopf gewachsen, nahmen teil am Leben der Großen und seinen Aufregungen und sorgten selbst für ein gerüttelt Maß davon. blieb nur noch Frieder — Frieder, der kirchenäugige Cherub, um den sie sich die zwei letzten Tage hindurch so wenig hatte kümmern können! Den wollte sie jetzt an ihr Mutterherz drücken, in seinen unschuldigen Liebkosungen Trost und kurzes Vergessen finden.

Aber auch hier wartete ihrer eine Enttäuschung. Als sie das Kämmerchen betrat, das, neben Gutrunes Dachzimmer gelegen, ihr Kleinod bei Nacht beherbergte, fand sie Frieder in erbittertem Kampf gegen die ältere Schwester, die vergebens suchte, das wütend um sich schlagende kleine Ungeheuer zu bändigen. So wurde aus der beabsichtigten mütterlichen Umarmung vorerst eine schallende Ohrfeige, denn Frau Hollwed war in ihrer Erziehung durchaus für ein Vorgehen ohne Umschweife, und der Erfolg gab ihr insofern recht, als wenigstens das Gebrüll aufhörte und dem kleinen Aufrihrer vor Überraschung der Mund offen stehen blieb.

„Der greuliche Bengel“, sagte Gutrune, die, wie leider betont werden muß, seit ihrer Verlobung nicht immer die nötige Objektivität gegen ihre eigene Familie aufbrachte. „Es ist schrecklich mit ihm. Weißt du, was ich eben in seiner Wäschelade fand? Die toten Hühner, die er in eine Schachtel gepackt und hier versteckt hat. Und jetzt bei der Hitze! Brr!“ Sie schüttelte sich wie ein Kästchen vor Ekel, wollte aber trotzdem die Schachtel mit weit von sich gestreckten Händen aufnehmen, um sie der Vernichtung zu übergeben. Jedoch mit einem wilden Satz kam ihr der kleine Junge zuvor. „Ich muß sie doch begraben!“

brüllte er auf, riß den mit einem roten Band umwundenen Papiersarg an sich und rannte davon.

„Na — meinetwegen“, sagte achselzuckend die Mutter. „Wenn er nichts Schlimmeres anstellt...“ Aber Gutrune war bereits in ihr Zimmer verschwunden und hantierte dort eifrig und umständlich mit Seife und Bürste. Sie war also wieder einmal allein. Was nun? Eben zur rechten Zeit fiel ihr Mariechen ein. Nicht, daß sie besondere Sehnsucht verspürt hätte — aber es war doch wohl höchste Zeit, einmal persönlich nach ihrem Befinden zu fragen. Wenn sie wegen des gestrigen Nachmittags verstimmt war, so wurde das vom langen Warten auch nicht besser! Also immer rein ins Vergnügen! Tief Atem holend, klopfte Frau Hollwed an und trat ein.

Die zwei schräg eingebauten Dachfenster standen weit offen, zwischen den blütenweißen Vorhängen strömte die Morgen Sonne herein und spielte auf dem bunten Tisch-tuch, während der Widerschein des Seespiegels an die helle Zimmerdecke lustige Kringel malte. Der kleine Raum war in tadelloser Ordnung, und in der sauberen Kissen — Ginas beste Garnitur, die elgens für diesen besonderen Zweck mitgenommen worden war — lehnte rosig und wohl ausgeschlafen Frau Mariechen Reichenbach. Sie trug ein adrettes, wenn auch altmodisches Morgenhäubchen über dem runden Gesicht, lächelte Frau Gina freundlich entgegen und bot ein Bild der Zufriedenheit. Daß nämlich ihr Konrad seit gestern Abend ein so verführtes Wesen zur Schau trug, schrieb sie, zu der keine Kunde von den neuesten Ereignissen im Seehaus gedrungen war, teils seiner Sorge um ihren Zustand, teils den Bedenken zu, die sie wegen der Vorfälle beim Piktin in ihm mit so vieler Mühe wachgerüttelt hatte. Damit aber waren alle ihre Zwecke erreicht; sie konnte sich getrost wieder ihrem Behagen hingeben und Wohlwollen und Güte von sich ausströmen lassen. Das andere würde jetzt schon ihr Konrad besorgen, jetzt, wo er endlich begriffen hatte, daß ihr Mißtrauen gegen die Hollwed'sche Familie begründet war.

So kam es, daß die arme, von Sorgen geheulte Gina gerade da, wo sie es am wenigsten erwartete, die Friedensinsel fand, nach der sie so sehr verlangte. Mariechen, die mit keinem Wort auf die Szenen im Walde zurückkam, erschien ihr in ihrer lächelnden Behaglichkeit geradezu verehrungswürdig, und es kam zwischen den beiden Frauen zu einem beinahe herzlichen Plauder-viertelstündchen. Besonders dringend redete sie dem Gaste zu, sich auch heute noch zu schonen. „Bleib ja noch im Bette liegen, liebste Mariechen, ein solcher Ruhetag wirkt wahre Wunder! Ich schicke dir gleich durch Gutrune dein Frühstück herauf, und später sehe ich selbst wieder nach dir. Nein, nein, du machst mir gar keine Mühe! Im Gegenteil! Es ist mir viel lieber so... das heißt... natürlich möchte ich, daß du möglichst bald wieder frisch wirst! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“

Piet van Dongern vom Hause her auf den Frühstückstisch trat, und eilte ihm entgegen, um ihm ihren Arm als Stütze zu bieten, denn sie sah, daß er sich, auf seinen Krückstock gelehnt, mit ängstlichen kleinen Schritten vorwärts hob. „Wie nett und tapfer von Ihnen, daß Sie herunterkommen! Aber halt — Ihr Anzug stimmt nicht ganz — bleiben Sie mal stehen! Hier der Kragen, so! und den Schlips binde ich Ihnen lieber neu.“ Mit flinken Fingern ging sie ans Werk, während Piet stille hielt wie ein alter Kater, dem das Fell gekraut wird. „Ja, wissen Sie, ohne Chocolat ging es nicht recht“, gestand er. „Gut, daß Sie da sind. Sie können ja eigentlich alles. Glauben Sie eigentlich, daß dieser Anzug warm genug ist, oder würden Sie einen anderen...? Es dauert nur so lang, und ich bin froh, daß ich den einen glücklich angekriegelt habe.“

„Da brauchen Sie doch einfach nur eine Hülle umzunehmen. August! Lauf mal schnell und hol Herrn van Dongern einen Mantel!“

Frau Hollwed war und blieb eine erstaunliche Frau. Piet sah dankbar zu ihr auf, und sein Gesicht verklärte sich noch mehr, als er Franz Mohr erblickte. „Oh, der Doktor! Famos! Ganz famos! Wie es mir geht? Ach, es war so gut, denken Sie; alles in Ordnung, sogar die Leber. Aber Sie werden ja doch schon gehört haben: gestern mußte ich mich leider sehr aufregen. Und jetzt ist es wieder ganz schlimm. Was würden Sie an meiner Stelle tun?“

„Sodawasser trinken“, sagte Franz Mohr zuversichtlich. „Soda — und wenn Sie es nicht rein vertragen, das kommt nämlich vor — dann mit etwas Whisky. Aber nicht mehr als die Hälfte...“

Piets Auglein glänzten vergnügt. „Das Seehaus geht doch über alles“, sagte er. „Ich bleibe dabei. Wo sonst finde ich zum Beispiel einen solchen Arzt? Behandelt streng individuell. Versteht mehr als die ganze übrige Fakultät zusammen!“

Ein ländlicher Radfahrer kam von der Straße her den Wiesenweg herabgeholpert, schoß am Frühstückstisch vorüber, wobei er, einen Gruß andeutend, die Mühe etwas weiter aufs linke Ohr hob, und hielt am Eingang des Seehauses, von Fannerl mit dem halb schreckhaften, halb freudigen Rufe: „Jesse, der Girgl!“ empfangen. Es war in der Tat dieser leidenschaftliche Held und Liebhaber, der, seine finsternen Gedanken zu betäuben, schon am frühen Morgen in der Gaststube der Schimmelwirtin erschienen war; neben anderen interessanten Neuigkeiten vernahm er dort, daß ein Bote abgesandt werden solle, um das Rad des jungen Herrn ins Seehaus zurückzubringen, wie dies der dicke Reisende, der es gestern Abend so eilig gehabt, unter Zurücklassung eines guten Trinkgeldes angeordnet hatte. Nicht als ob sich der Girgl sonst gerade zu Gefälligkeiten gedrängt hätte; aber das Trinkgeld sowohl, als die gute Gelegenheit, einmal wieder so von ungefähr nach dem Tun und Treiben seiner Auserkorenen zu sehen, kamen ihm gerade recht. Zuerst entledigte er sich also seines Auftrages und übergab das Rad dem hoch erfreuten August, der schon gefürchtet hatte, es nicht wiederzusehen; dann hatte er sich vorgenommen, zuerst einmal vorsichtig etwas auf den Busch zu klopfen, aber als er sich der Dame seines Herzens gegenüber sah und den Schweiß von seiner etwas niederen Stirne wischte — denn es war ein schwüler Tag — fiel ihm keine schicklichere Eröffnung des Gesprächs ein als die Frage, wo der verfluchte schwarze Kerl stecke.

„Wennst bloß demzwegen umifahren bist, kannst glei wieder gehn“, erwiderte schnippisch das Fannerl. „Der Herr Schololad is schon seit gestern fort, wohin, das weiß kein Mensch. Könnt sein, wenn er net wiederkommt, daß di der Schandi fragt, obst'n net vielleicht angetroffen hast.“

Girgl hatte einen freundlicheren Empfang erwartet. „Geh, Fannerl, sei net so hart!“ bat er und langte nach ihr.

Aber Fannerl schlug ihm kurz entschlossen und nicht eben sanft auf die werbende Rechte. „Pragen weg, sag i! Mit an Mörder will i nix z'tun haben!“

so gredt hab, dös war ja grad a Spaß. Wer werd denn glei a so sein? Wenn i weiß, daß i dir lieber bin, da rühr i'n ja gar net an!“

Fannerl maß derweilen bewundernd das breite und ein wenig krummhäutige Gestell ihres Freiers und fühlte, wie ihr Herz dahinschmolz. „Depp, damischer!“ sagte sie verschämt, „warum sollst mir denn net lieber sein? Also, nacha sei gscheidt und gib a Ruh, sonst kunnt's schief ausgehn. Es sagen ja alle, daß der neue Kommissar fei Guter is!“

Ein verständnisvolles Grinsen zog Girgls Mund in die Breite. „Da haben s' schon recht, wenn's dös sagen. Der is sei gschwind bei der Hand. Da braucht's bloß den Krähuber fragen, wenn's ihn wieder auslassen. Und am End kann der Hollwed aa was davon erzählen!“

Vergebens suchte Fannerl hier, ihn durch beredtes Gebärdenpiel zum Schweigen zu bringen: es war zu spät. Frau Hollwed, die mit leichten Schritten näher gekommen war, stand schon hinter ihm und hatte alles gehört. „Was soll mit meinem Mann los sein?“ fragte sie erregt.

Girgl kratzte sich verlegen am Kopf. „Ja, mei, nix gwiß weiß i net, ma redt halt grad a so. Aber den Krähuber, den haben s' gefaßt, den alten Spitzhuben mit seim falschen Hundert. Und ob das wahr is, was er sagt, daß er 'n von Eahna hat, dös werd sich nachher scho ausweisen.“

Grundgütiger Himmel, was war das wieder? Gina fühlte, wie ihre Knie schwach wurden, und sah sich angstvoll im Kreise um, wo sich ein Halt erspähen ließe. Mohr! Wie gut, daß er da war... „Franz, Franz!“ rief sie so laut sie konnte und begann heftig zu winken.

Schon war der treue Freund, noch am Rest seiner Butterknetel kauend, zur Stelle. Stumm wies Gina auf den Unheilsboten, ihn dadurch zum Reden aufzufordern. Etwas stockend und widerstrebend frante der nun seine Neuigkeiten aus. In der Wirtsstube hat sich der immer durstige Krähuber zu ihm gesellt, der soeben, wie die Herrschaft ihm aufgetragen, die Rechnung bei der Witwe Führgut bezahlt hat. Noch während des ersten Glases Bier jedoch sei der neue Wachmeister hereingekommen und habe ihn zur Rede gestellt wegen des Hunderterscheins, den er hergegeben. Der sei nämlich falsch gewesen. Und obwohl Krähuber beteuerte, er wisse nichts davon, sondern habe ihn erst vor einer Stunde von Frau Hollwed bekommen, mußte er von seinem Bier weg mit dem unerbittlichen Kommissar auf die Polizeistation gehen. Dort aber habe man ihn nimmer ausgelassen; und das Merkwürdige sei, daß sich, wie glaubenswerte Zeugen versicherten, auch der Herr Hollwed selbst schon seit dem frühesten Morgen in Gewahrsam befinde.

Mehr war aus dem Girgl nicht herauszubringen, denn er wußte, was sich gehörte und behielt die finsternen Mutmaßungen über Hollweds Vergehen, die er in der Wirtsstube mit wichtiger Miene geäußert hatte, hier im Seehaus hübsch für sich. Die Frau würde schon selbst was wissen, dachte er, und begab sich seelenruhig und zufrieden in die Küche, um dort den ihm angebotenen Imbiß einzunehmen. (Fortsetzung folgt.)

Drückende Hitze.

Von Wang Gu.

Aus dem chinesischen Urtext erstmalig übertragen von Hans Neef (Bonn).

Auf feurigen Drachen, die sie peitschen, ziehen von Süden die Glutdämonen

Mit brennenden Fahnen langsam herauf und legen den Himmel rot in Brand.

Das Sonnenrad bleibt hoch im Mittag stehn und senkt sich nicht herab:

In einem Feuerofen gleichsam glüht das weite Land. Berdort und bläulich stehn die Berge. Ganz vergangen sind die Wolken.

Die Wassergeister auf dem Meeresgrunde klagen, weil die Flut versiegt.

An welchem Abend wird der Herbstwind endlich sich erheben und mich

Die Glut verwehn, die drückend über allem Lande liegt?

Die Versuchung.

Skizze von Wilhelm Pennemann.

Der Großbauer hatte zwei Söhne, Zwillinge. Er wußte nun nicht, wem er nach seinem Tode den Hof überlassen sollte. Denn ungeteilt mußte er die Erde dem Erben übergeben, und einer nur durfte Bauer sein, König und Herr. Das verlangte ein altes ungeschriebenes Gesetz. Das Hofrecht ist wichtiger als der Mensch. Der Mensch geht; aber der Hof bleibt und wächst in die Jahrhunderte hinein.

Und darum war der Bauer in Nöten; denn beide Söhne standen im gleichen Recht und seinem Herzen gleich nahe, waren auch beide aus gleichem Holz geschnitten und jochten in Bauernfron von Jugend an.

Da kam ihm ein Gedanke. Er rief seine beiden Söhne und sprach zu ihnen: „Ich komme in die Jahre, da ich den Hof lassen muß. Beide habt Ihr ein gleiches Anrecht auf ihn. Ich halte es deshalb für recht und billig, daß Ihr auch beide Erbe seid. Ich werde also den Hof teilen und jedem sein Anrecht zumessen. Morgen um diese Stunde sagt mir Eure Meinung dazu.“

Diese Worte waren für die beiden Söhne wunderbar genug. Hatte doch seit Menschengedenken im Dorfe kein Bauer seine Erde geteilt. Also gingen sie jetzt in Wirren und suchten eine Antwort zu der Frage des Alten. Der eine von ihnen, der wohl zu rechnen verstand, daß die Hälfte mehr ist als gar nichts, fand vor Schlafenszeit eine Lösung, die ihm eine ruhige Nacht gab; der andere aber, schwerblütiger und erdhaster, ging mit quälenden Gedanken in seine Kammer. Er hatte aber den Tag über hinter dem Pfluge gestanden, war rechtsschaffen müde und glitt bald hinüber in Schlaf und Traum. Da hörte er harte Schritte in seiner Kammer, und als er die Augen auftat, standen Männer vor seinem Lager, Bauern im blauen Kittel, und wiesen alle dieselben schmalen kantigen Gesichter wie sein Vater. Und einer trat vor und sprach: „Wir sind deine Väter und Väter-Väter. Deine Nöte haben uns an dein Lager gerufen, daß wir dir Antwort geben auf deine bange Frage. Siehe: Ein Hufe erhielt dein Urahn und eine leere Hoffstelle, da er als Reiter nach dem großen Kriege ins tote Dorf kam und Bauer wurde und das Schwert mit dem Pfluge tauschte. Zwei Hufen ließ er seinem Sohne. Und wir alle haben im gleichen Recht und gleicher Pflicht gestanden, der Erde in Treue gedient und sie ungeteilt dem Erben gelassen. Wir dachten nicht an uns. Wir zinsten der Erde, daß sie in die Jahrhunderte wachse.“

Alle die toten Bauern traten dicht an das Lager des Jungen und sahen ihn mit harten Augen an. Wieder fragte sein Richter: „Bist du ein Bauer und willst unsere Scholle zerschlagen um deines Ruhens willen?“

Und ein zweiter rief: „Bist du ein Bauer und willst uns vor dem ganzen Dorfe zum Gespött machen?“

Und ein dritter fragte: „Bist du ein Bauer und willst die Mühen und Nöte von dreihundert Jahren hinwerfen wie einen Dreck?“

Und der vierte schrie: „Bist du ein Bauer und willst Schächer treiben mit dem Schweiß deiner Ahnen?“

So trat ein jeder vor und drohte mit harter Anklage. Sie lagen wie Broden grober Bauernerde auf dem Jungen, daß sie ihm fast den Atem nahmen. Und da riefen alle die Bauern und streckten die Fäuste gegen ihn: „Wir nehmen dich nicht an! Wir nehmen dich nicht an!“

Einen Schrei tat der Junge. . . und erwachte. Er wußte nun, was zu tun auch ihm Pflicht und Recht war, um seiner Erde und um seines Geschlechtes willen.

Da zum Nachmittag der Vater die Söhne zu sich rief, sprach der eine: „Da mein Bruder mit mir dieselben Erbrechte besitzt, wäre es ein Unrecht von mir, ihm seinen Anteil zu rauben; ich nehme also deinen Vorschlag an: Wir teilen.“

„Du hast klug gesprochen“, sagte der Vater und sah den anderen Sohn an. Der stand da, hart und edig, wie seine nächtlichen Besucher: „Ich kann nicht!“ sagte er dumpf.

„Was kannst du nicht?“

„Ich zerschlage den Hof nicht.“

Der Bauer sah ihn groß an, erstaunt und mit glimmenden Augen, und sprach jedes Wort betont und bedächtig: „So willst du, daß ich den Hof ungeteilt deinem Bruder gebe?“

Und ebenso fest kam die Antwort: „Das steht bei dir.“

Noch eine Frage tat der Alte: „Und willst Knecht deinem Bruder sein auf der Erde, da du Bauer und Herr sein könntest?“

Da wandte sich der Junge im Schmerz: „Der Hof gilt mehr denn mein Leben.“

Wie ein Priester am Hochaltar: „So weiß ich nun, was der Hof fordert: Du sollst sein Erbe sein von einem Ende bis zum andern; denn du hast die Scholle lieber als dich selbst. Und nun komme, daß ich dem Vieh und dem Hofe sage, daß du Bauer und Herr bist von heute an!“

Gespräch im Bazar.

Von Lisa Nidel.

Mein Freund Morse kennt den Orient in- und auswendig. In Kairo nahm er mich einmal in den Bazar mit, um mir vorzuführen, wie man Geschäfte mit den gerissensten aller Kaufleute macht.

Mit dem harmlosesten Ausdruck eines unwissenden Neulings auf seinem hageren, scharfgeschnittenen Gesicht trat er an einen der Teppich- und Kissen-Stände heran. Der Verkäufer, ein wackelhafter Mohammedaner mit einem ergrauten Bart rollte sofort einige Teppiche auseinander. Aber Morse winkte ab: „Ich will nichts kaufen!“ sagte er, sich beinahe entschuldigend. Das schien jedoch den Alten gerade anzuspornen, seinen ganzen Laden auszu packen. Bis zur Decke war sein Stand mit Lederkissen, Teppichen und seidenbestickten Bezügen vollgepackt. Mit einer wahren Wut zog er dies alles hervor.

„Ich kann wirklich nichts kaufen“, sagte Morse höflich, halb englisch, halb arabisch, „bemühe dich deswegen nicht, mein Freund.“ „Aber sehn kostet doch nichts“, entgegnete vorwurfsvoll der Alte, „Schönheit anzusehn, ist keine Sünde und was hier liegt, ist alles Schönheit.“ Hässlich strich seine Hand über einen kleinen, rosa Teppich. Er klatschte in die Hände. Einem Jungen, der irgendwo aus dem Hintergrund auftauchte, rief er einige Worte zu. Morse zog lebenswürdig lächelnd sein Zigarettenetui hervor, bot es dem Mohammedaner an, der sich mit vielen Dankesbeweigungen eine Zigarette nahm. Mit einladender Handbewegung hieß er uns auf den Teppichen Platz nehmen. Der Junge erschien mit zwei winzigen Tassen Koffa, die er uns anbot. Schweigend wurde dazu geraucht. Dann bot der Alte uns aus seinem Kasten Zigaretten an. So wollte es das ungeschriebene Gesetz der orientalischen Höflichkeit. Dann rollte er weiter seine Teppiche aus.

„Du wirst einmal heiraten, sagte er zu Morse mit unüberwindlicher Freundlichkeit“, du wirst einmal Kinder haben — du brauchst Sachen für sie und die Mutter deiner Kinder. . . sieh dir diese Sachen an und was dir gefällt, kaufst du.“

Der kleine, rosa Teppich gefiel mir und ich blinzelte Morse zu. Der nickte. Sagte aber zu meinem Erstaunen: „Ein schönes Stück, dieses Kissen! Was soll es kosten?“

Abdul Rehmed schob das mit schweren Silberfäden bezogene Kissen ganz hervor.

„Das hier? 25 Francs.“

„Wie?“ rief Morse entrüstet aus. „Für dieses Prachtstück so wenig? Dafür würde ich dir das fünffache geben — wenn ich es hätte.“

Der Orientale war angenehm berührt. „Suche dir aus, was dir gefällt“, war seine würdevolle Antwort.

„Dieser kleine Teppich ist nicht übel“, meinte Morse zögernd, „er wird sicher sehr teuer sein. Viel kann ich nicht zahlen, ja, eigentlich nicht mehr als 20 Pfund. Das ist mein ganzes Vermögen.“

Abdul Rehmed hob entsetzt die Hände: „Wo denkst du hin? Mit 40 Pfund ist der Teppich mehr als geschenkt!“

Morse ließ traurig den Kopf hängen: „Mehr als 20 Pfund kann ich nicht zahlen. Denn die Zeiten sind sehr schlecht, das weißt auch du.“

„Allah wird dir helfen, mehr Geld zu verdienen“, tröstete der Alte, „Allah wird dir mehr geben. Ich will dir auch den Teppich für 30 Pfund lassen.“

Morse stieß vor Schreck beinahe seine Koffatasse um: „Beim Haupte des Propheten! Wo denkst du hin? 30 Pfund! Unmöglich!! Wo 20 Pfund meine ganze Barschaft sind!“ Er machte Miene, betäubt aufzustehn. „Wenn ich könnte, mein Freund, so würde ich dir 100 Pfund zahlen, aber ich bin ein armer Mann und meine Bekannte hier ist auch arm.“

„Nun gut, Allah ist groß und wird dir helfen, nimm dieses Prachtstück für 20 Pfund.“ Morse stand auf.

Der Prophet segne deine Weisheit, aber ich kann nur 15 Pfund geben.“

Abdul Rehmed fuhr sich in stummem, aber berebtem Jammer durch den Bart:

„Gib 19 Pfund.“

„16!“

„18.“

„17“, erklärte Morse mit Grabesstimme.

„17½“, bestand Abdul.

„Also gut, 17½.“ Und während der Alte den Teppich wehmütig zusammenrollte, frag Morse höflich: „Hast du Kinder, mein Freund?“

„Sie erfreuen mein Herz“, war die Antwort.

„Und wie geht es der Mutter deiner Kinder?“
„Allah schenke ihr Gesundheit.“
Umständlich bezahlte Morfe. Und als er das letzte Geldstück in die Hände des Alten legte, sagte er mit bestrickender Freundlichkeit, aber toternt: „Den Rest — den Rest wird dir Allah schenken!“

Dieser Kauf dauerte zwei Stunden. Denn das ist es, was man im Orient am meisten braucht: Zeit und Gemütsruhe und keine unnütze Sentimentalität — aber Höflichkeit.

Eine Frau ist im Spiel.

Eine lustige Geschichte aus dem alten Wien.

Erzählt von Hans Eberhard v. Vesser.

Ein von lauem Winde beschwingter Sommertag, erfüllt von den Jubellauten der Vögel und dem Duft purpurner Rosen, drang durch die weit geöffneten Fenster des Schönbrunner Schlosses in das Gemach der Kaiserin Karoline. Doch die lächelnde Heiterkeit des Tages fand nicht den Weg zu ihrem Herzen. Mit verbüßter Stirn sah die Kaiserin in dem rotgepolsterten hochlehnigen Sessel des Ersters, die feingliedrigen Hände ruhend gefaltet im Schoß. Die Schatten heimlicher Sorge wehrten der Sonne, dem blauen Himmel und dem Tübel des Lichtes.

Der Leibarzt war soeben gegangen. Sein Bericht war nicht dazu angetan, die Kaiserin zu beruhigen. Seit Tagen ließ der Kaiser fast alle Speisen vorübergehen, er aß kaum, obwohl der französische Küchenschef des Schönbrunner Schlosses ein Meister in seinem Fache war und alles aufbot, durch die erlesensten Gerichte den Appetit anzuregen.

Karoline senkte den Kopf noch tiefer. Irgend etwas ging vor. Sie fühlte es. Der Kaiser wich allen Fragen aus und vermied es, ihr ins Gesicht zu sehen. Sie hielt das nun nicht mehr länger aus, sie mußte Gewißheit haben. Gestern hatte sie mit Metternich, dem schlaun Fuchs, gesprochen, und da war es ungestüm über ihre Lippen gekommen — eine Frau ist im Spiel! Metternich hatte vieljüngend geschwiegen, ein Diplomatenlächeln um die schmalen Lippen. Die Kaiserin erhob sich, ihr Herzschlag ging rasch. Gewißheit, Gewißheit! Fuhr nicht Ferdinand täglich ohne Begleitung aus? Kam er nicht dann zerstreut und abwesend zur Tafel zurück? Er sah dann über die Speisen hinweg. Was geschah in dieser Zeit?

Ob man mit dem Wiener Polizeidirektor, dem Grafen Sedlnitzky, sprach? Man mußte Nachforschungen anstellen. — Karoline wurde rot und strich sich über die heiße Stirn. Ratlos blickte sie in den blühenden Sommer des Parkes hinaus. Da sah sie ihren Pagen Niki umherschlendern. Knapp umschlossen die kurzen Samthosen, das gelbe Wams, die Knaben-gestalt. Die Sonne blühte in den Silberknäulen der Schuhe, umspielte das goldene Lockenhaar. Rasch beugte sich die Kaiserin hinaus, sie rief — der Page eilte herauf und stand bald atemlos vor seiner Herrin. Karoline fühlte, wie ihr das Blut langsam in die Wangen krieg. Sie überwand ihre Hemmungen und legte dem Pagen die Hände auf die Schul-ter. „Niki, du bist doch ein gescheiter Bub, geli?“

Der Page sah in die wundervollen Frauenaugen, und eine heiße Flamme schloß ihm ins Antlitz. Ihm war, als sei der Sternenhimmel der Sommernacht, den er allabendlich betrachtete, plötzlich ganz nahe herangelommen. „Majestät!“

Karoline wandte sich ab und gab sich einen Ruck, dann sprach sie. Diesem harmlosen Buben gegenüber ging es leichter als gegenüber Metternich oder Sedlnitzky. Wie konnte er ahnen, was in ihr vorging! Sie trug Niki auf, unbemerkt den Kaiser zu beobachten, schlau zu sein wie ein echter Wiener Junge. Der Kaiser müsse trant sein und mache ihr Sorge. Was er auf einsamer Spazierfahrt triebe, wolle sie wissen.

Niki beugte das Knie und küßte die Hand der Kaiserin, die ein wenig zitterte. Sie sah ihn nicht an, als er mit glühenden Wangen ging.

Im Vorzimmer blieb er sekundenlang stehen, sein Herz hämmerte. Die Kaiserin hatte ihn zu ihrem Vertrauten gemacht. Näher stand er ihr als der kalte Fürst Metternich, dessen Augen stets kühl über ihn hinwegsehen. Sie sollte sich in ihm nicht getäuscht haben. O, er wußte wohl, wie der Hase lief. Ein ganz so dummer Bub war er nun doch nicht! Er hatte scharfe Augen und Ohren. Das Geflüster der Hofgesellschaft, die Appetitlosigkeit des Kaisers — er beobachtete alles, wenn er hinter dem Sessel der Kaiserin stand — sagten genug. Eine Frau ist im Spiel! tuschelte man sich zu. Und die Ausfahrten des Kaisers. Nikis Püsse flogen, er hatte keine Zeit zu verlieren. Jeden Augenblick mußte der Kaiser im Jagdwagen davonfahren, und er...

Der Page eilte auf sein Zimmer. Blüßschnell riß er Wams und Beinkleider, Strümpfe und Paradeschuhe her-

unter. Es galt für die schöne Herrin einzutreten. Sein Plan stand fest. Niki zog den alten Anzug, den er getragen, als er nach dem Tode des Vaters von der Mutter aufs Schloß gebracht wurde, an. Dann huschte er aus dem Schloß, glitt durch den Park und legte sich hinter einer Hecke hart an der Straße auf die Lauer. Er brauchte nicht lange zu warten, da rollte schon der einfache Jagdwagen heran, der Kaiser im schlichten Grünrock saß darin. Die Gänge preschten näher, näher, Niki biß die Zähne zusammen. Dann schnellte er vorwärts, und mit einem einzigen Sprung saß er hinten auf. Zusammengebuddelt hockte er zwischen den springenden, treisenden Rädern. In der Nähe des Dorfes Hainbach ließ der Kaiser halten. Der Page froh klopfenden Herzens unter den Wagen. Kein Wort sprach der Herr. Der Kutscher salutierte mit der Peitsche. Niki huschte hinter einen Baum. Wie ein Indianer auf dem Kriegspfade verfolgte er den Kaiser, der dem Dorfe zuschritt und in einem der ersten Häuser verschwand. Er redete sich auf, die Hände in den Taschen. Just wie ein müdiger Bursche schlenderte er näher. Die Tür stand offen. Nicht stand er vor der Enthüllung des Geheimnisses. Er lugte um den Türpfosten und erstarrte zu Stein. Vor Sauertraut und Knödeln mit Gletschem saß der Kaiser. Eine dicke, alte Bäuerin stand grinsend neben ihm. Da hatte ihn Ferdinands scharfes Auge schon entdeckt und erkannt.

„Ei schau, der Niki infognito! I hob' mi bald gedacht, doas i lei Ruh' hätt', bis alles raus is'. Wärscht wenigstens a kloins bißl später 'kommen, i hob' grad' erst den ersten.“ Unwillig erhob sich Ferdinand, warf einen Dulaten auf den Tisch, Niki aber huschte davon. Er wußte nicht, wie er auf die Landstraße gekommen. Der Wagen segte an ihm vorüber. Kleinlaut trollte er hinterdrein. —

Im Vorzimmer der Kaiserin stand Fürst Metternich mit einigen Hofleuten. Der alte Fuchs strich sich nachdenklich das Kinn. „Majestät ist heute früher als gewöhnlich zurückgekommen, anscheinend übelster Laune“, meinte er flüsternd, „soeben muß eine Aussprache mit der Kaiserin stattfinden. Es ist Zeit zu handeln, morgen muß der Sedlnitzky recheckieren.“

Da öffnete sich die Tür, und Niki, wieder in der Pagen-tracht, trat aus den Gemächern der Kaiserin. Metternich eilte auf ihn zu, er kniff ein Auge zu und fragte leise: „Nun, was hat es gegeben?“

Der Page schaute spitzbübisch zu dem alten Fuchs empor, dann kniff auch er ein Auge zu: „Eine Frau war im Spiel!“

Auf der Mittagstafel aber prangten Wiener Knödel, Gletsches und Sauertraut, und der Musköh Koch hatte sich zu „Weanerischer Kost“ befehlen müssen. Niemand aß mit größerem Appetit als Ferdinand I., und nach der Mahlzeit strich die Kaiserin ihrem Pagen lächelnd über das blonde Haar.

Welt u. Wissen

Die lichtempfindlichen Männer. Vor einiger Zeit hat ein bekannter Gelehrter, der Berliner Privatdozent Dr. Ellinger, Beobachtungen darüber angestellt, ob Männer oder Frauen lichtempfindlicher seien. Dr. Ellinger hat nicht weniger als 1200 Personen beiderlei Geschlechts, die im Alter von 7 bis 90 Jahren standen, beobachtet. Zunächst hat er festgestellt, daß blonde Menschen im Durchschnitt um 40 Prozent empfindlicher gegen ultraviolette Strahlen sind, als dunkelhaarige. Bei Hellblonden war sogar — wie „Welt und Wissen“ berichtet — diese Lichtempfindlichkeit um 170 Prozent stärker als bei Dunkelhaarigen. Blonde Menschen müssen sich also besonders vor allzu intensiver Sonnenbestrahlung in acht nehmen. Aber auch das Alter spielt eine gewisse Rolle. Am lichtempfindlichsten sind Kinder im Alter von 6—12 Jahren. Das wichtigste aber ist: Frauen sind weit weniger lichtempfindlich als Männer. Es lassen sich nun aber keine bestimmten Normen dafür aufstellen, denn Dr. Ellinger hat eine überraschende Feststellung gemacht. Bei den einzelnen Menschen ist die Lichtempfindlichkeit in den verschiedenen Monaten nicht gleich. Besonders empfindlich sind die meisten Menschen im März und April. Während der Sommermonate läßt die Empfindlichkeit stark nach, um später im Herbst wieder zu steigen. Die Untersuchungsergebnisse des Forschers sind deshalb besonders wichtig, weil man sich nach ihnen bei der Dosierung in bezug auf künstliche Bestrahlung richten kann. Man hat sich oft gewundert, daß Lichturen keinen Erfolg hatten oder den Patienten bisweilen sogar schädigten. Durch die neuen Forschungsergebnisse glaubt man, Lichturen nunmehr erfolgreicher gestalten zu können.